



ALFRED LORENZER

## Das Konzil der Buchhalter

Die Zerstörung der Sinnlichkeit.  
Eine Religionskritik

### *Zu diesem Buch*

Lorenzer deutet die Selbstveränderung der katholischen Kirche und ihres »sinnlichen Symbolsystems« durch das Zweite Vatikanische Konzil als Veränderung einer hochbedeutsamen Sozialisationsagentur mit der Folge eines einschneidenden Umbaus von Persönlichkeitsstrukturen. Anders als die Reformation steht dieses Konzil für eine »religiöse Wendung«, die nicht allein das Wechselspiel zwischen ethischen Normen und Verhaltensfiguren betrifft; vielmehr greift die »Umstrukturierung«, die das Konzil eingeleitet hat, tief in Symbole, Mythen, Rituale und Gegenstandserfahrungen der Menschen ein. Und dieser »Umstrukturierung der religiösen Formen« entspricht und antwortet zunehmend deutlicher ein neuartiger Typus des Gläubigen, der keine inneren und äußeren Bilder mehr besitzt, über die er sich selbst und die anderen verstehen könnte. Seine Religiosität ist zu einer Technik geworden, abstrakt, ohne Anschaulichkeit, monologisch, ein Formalismus ohne lebendige Formen.

### *Der Autor*

ALFRED LORENZER, geboren 1922, ist Psychoanalytiker und Professor für Soziologie an der Universität Frankfurt am Main. Werke u. a.: *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie* (1972); *Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis* (1974); *Intimität und soziales Leid. Archäologie der Psychoanalyse* (1984).

FISCHER TASCHENBUCH VERLAG

### Exkurs 3. Von der Mutter-Kind-Dyade zum familialen Feld

Vergegenwärtigen wir uns nochmals in Stichworten die Merkmale der Praxisstruktur, die in der Mutter-Kind-Dyade gebildet wird:

1. Es geht zunächst um sprachlose Niederschläge des *sinnlich-unmittelbaren* Wechselspiels zwischen Mutter und Kind, abgelagert als *Verhaltensentwurf* im Sensomotorium des Körpers, zentralnervös registriert in den Gehirnzonen für Körpersensibilität und Körpermotorik.

2. Die *einsozialisierten Praxisfiguren* (die Interaktionsformen) bilden ein System, spezifisch für die jeweilige Mutter-Kind-Dyade, gesellschaftsspezifisch, aber konkret vermittelt, das heißt, gebrochen über das subjektive Profil der Mutter.

3. Wenn hier von der Einigung zwischen Mutter und Kind die Rede ist, dann ist mitzudenken, daß diese Einigung unter dem Diktat der mütterlichen Formgebung steht. Die Mutter übt in der Mutter-Kind-Dyade eine *Dominanz* aus. Diese Dominanz gründet sich auf die Tatsache, daß das Kind nicht ohne Mutter, die Mutter jedoch sehr wohl ohne das Kind existieren kann.

Das erste dieser drei Merkmale – die sprachlose Einsozialisierung des Verhaltens in sensomotorischen Figuren des Körpers – wird bei der Spracheinführung überwunden. Da kommt es zu jener zweigleisigen Registrierung, von der verschiedentlich schon die Rede war: einerseits in *sinnlich-unmittelbar* aufgenommene Praxisfiguren – den Interaktionsformen –, andererseits in den dazu korrespondierenden Sprachfiguren, die zentralnervös in den Sprachzentren niedergelegt werden. Ebendiese Doppelregistrierung ermöglicht das, was wir als Bewußtsein bezeichnen, als Denken, das unabhängig von der realen Situation mit den Situationsentwürfen spielen kann.

Nun wird die »Enge« der Mutter-Kind-Dyade – das zweite Merkmal der individuellen Praxisbildung – schon vorsprachlich »relativiert«, indem zusätzliche Personen in die Mutter-Kind-Dyade »eintreten«. Deren Formeln werden aufgegriffen (oder die Hinzutretenden werden vom Kind als Fremde abgewehrt, vom befristeten »Fremdeln« bis zum Rückzug auf narzißtisch-autistische Unzugänglichkeit), die Exklusivität der dyadischen Struktur wird damit gelockert, und die Dominanz der Mutter-Kind-Dyade wird insofern relativiert, als sich das »Mütterliche« auf mehrere Personen zu verteilen beginnt. Die nicht-mütterlichen Bezugspersonen müssen also ins Interagieren »einsteigen«. Nur wenn die Mutter das Ihre zum Aufbau der Mutter-Kind-Dyade beigetragen hat,

d.h. nur wenn das Gefüge der Interaktionsformen in der Dyade reich und vielfältig entfaltet wurde, gewinnt das Kind einen Ausgangspunkt für weitere Interaktionen. Das Einsteigenkönnen ist natürlich auch abhängig von der Übereinstimmung der Mutter mit dem allgemeinen Verhaltensstil, zuvörderst dem der Familie. Es ist klar, daß eine privatisstisch isolierte Mutter – im Extrem eine Psychosekranke – den Eintritt anderer Personen erschwert; das Gefüge der Interaktionsformen des Kindes wird dann nach außen »abgedichtet« – entsprechend der privatisstischen Abkapselung der betreffenden Mutter-Kind-Dyade.

Ein glücklicher Entwicklungsprozeß setzt also *drei Fähigkeiten der Mutter* voraus, von denen die beiden ersten von Anfang an gegeben sein müssen:

Die Mutter muß sich im Zusammenspiel *bedürfnisgerecht* gegenüber dem Kind verhalten; sie darf die Dominanz der Formgebung nicht so übertreiben, daß der Prozeß letal abbricht.

Intrauterin gehören hierzu zweifellos Fälle des vorzeitigen Aborts und der Frühgeburt; postnatal kennen wir solche nicht-einigungsfähige Einigung von den Hospitalismus-Fällen, bei denen das bedürfnisunangemessene Verhalten der Mutter zum Tode des Kindes führt.

Die zweite Fähigkeit, die der Mutter abgefordert wird, ist die, *widerspruchsfreie* Impulse zu geben.

Ein besonders eindrucksvolles, deshalb immer wieder zu zitierendes Beispiel verdanken wir René Spitz. Bei der Filmaufzeichnung eines Mutter-Kind-Zusammenspiels beim Stillen eines Kindes mit schweren Trinkstörungen zeigt die subtile Analyse der Vorgänge, daß die Mutter dem Kind die Brustwarze bot, im Moment des Zugreifens der kindlichen Lippen aber zurückzog, nach dem momentanen Zusammenbruch des Greifreflexes die Brustwarze erneut dem Kind zwischen die Lippen schob, sie ihm dann wieder entzog usw.

Für das Kind werden in diesem Fall innerhalb der geschlossenen Situation in sich widersprüchliche Interaktionsformen produziert. Kaum weniger eingreifend sind die Widersprüche, die sich herstellen, wenn eine einmal gebildete Erwartungsstruktur aufgrund eines willkürlichen Verhaltens der Mutter – einer unbewußt-systematischen Inkonsequenz – zu keinem sinnvollen Zusammenhang zwischen den Interaktionsformen verwächst und deshalb eine inkonsistente Praxis des Kindes entstehen läßt, wie wir sie bei den Grundwidersprüchlichkeiten psychotischen Verhaltens vorfinden.

Die dritte mütterliche Leistung, die erforderlich ist, kommt erst in der postnatalen Phase zur Geltung: das Vermögen, den Platz in der Mutter-Kind-Dyade für andere Personen freizugeben. Die Mutter muß andere

Beziehungspersonen ausdrücklich in die Mutter-Kind-Dyade eintreten lassen, andere weibliche, aber auch männliche Bezugspersonen, die zunächst einmal ihr Verhältnis zum Kind nur als Ersatzpersonen im Zweispieler realisiert werden können. Was es heißt, »die Mutter müsse ihren Platz ausdrücklich freigeben«, wird wiederum am Beispiel der Psychosemütter deutlich.

Bei den Psychosemüttern ist das Festhalten an der exklusiven Verfügung über das Kind beobachtet und registriert worden unter dem Stichwort der »overprotective mother«. Die Mutter nimmt das Kind derartig in Beschlag, daß den anderen Personen nur ein spärlicher Zutritt gewährt und keine Gelegenheit eröffnet wird, in das bestehende differenzierte Zusammenspiel spielgerecht einzutreten. Die Mutter hält das Kind in einer »folie à deux« gefangen. Dem Kind bleibt nur der Ausweg, die Einigungsformeln dieser Mutter-Kind-Dyade zu repetieren. Es muß das diesen Einigungsformeln gegenüber bezugslose Hereinwirken anderer Personen als fremd, unvereinbar ablehnen.

Denn ebendies ist der entscheidende Befreiungsschritt aus der Fixierung und Enge der Mutter-Kind-Dyade: daß das Kind experimentierend, allerdings in Übereinstimmung mit seinen bisherigen Welterfahrungen, sich mit anderen, die eine differente Praxis anbieten, einlassen kann. Erlaubt die Mutter dem Vater z.B., in das entwickelte Wechselspiel der Mutter-Kind-Dyade einzutreten, so geschieht zweierlei: Entsprechend der geschlechtsspezifischen Rollendifferenz zwischen mütterlichem und väterlichem Verhalten wird die kindliche Praxis erweitert und realistisch polarisiert. Das Kind erobert nicht nur ein weiteres Feld des Verhaltens, sondern es gewinnt auch eine, gegenüber der Enge der Mutter-Kind-Dyade, weite, nun *familial* zu nennende Anreicherung seines Erfahrungsspielraums. Der Vater wird als eine andere, jedoch nicht beziehungslos vom mütterlichen Verhalten abgesetzte Spielfigur erlebt. Weil das Kind aber zugleich sich selbst als *identisch* erfahren kann, wird aus der Erweiterung des Eigenraums ein Ansatz der Eigenständigkeit. Wie dominant auch immer das Verhalten der anderen Mitspieler dem Kind gegenüber sein mag, der Einfluß der anderen relativiert die Dominanz der Mutter. Das sich in beiden Richtungen hin als *identisch* erfahrende Kind betritt eine erste Stufe der Eigenaktivität.

Auch die Mütter von psychosomatisch Kranken halten das Kind fest und schirmen es ab. Deren Interagieren ist – im Gegensatz zu den Psychosemüttern – nicht durch Inkonsistenz, sondern durch Affektdistanz gekennzeichnet (Zepf, 213, 214).

### Exkurs 3, Fortsetzung. Der Umgang mit Gegenständen und die Bildung sinnlich-symbolischer Interaktionsformen

Diese *Eigenständigkeit* wird im Spiel mit den Gegenständen entscheidend verfestigt und ausgebaut. Im Gegensatz zu den Personen seiner Umwelt vermag das Kind in der Auseinandersetzung mit den zwar widerständigen, aber *nicht selbst aktiven* Gegenständen ein Verhalten einzuüben, das nicht von außen dominiert wird.

Wie bedeutsam diese Eigenaktivität ist, verrät uns das Verhalten der autistischen Kinder, die im Umgang mit den Gegenständen nicht eine selbständige Handhabung der Dinge erlernen, sondern diese in das repetitiv zwanghafte System des dyadisch einsozialisierten Verhaltens hereinreißen. Das autistische Kind, das sich stundenlang auf einer Schaukel hin und her bewegt, führt ja nur scheinbar eine Auseinandersetzung mit dem Gegenstand. In Wirklichkeit stellt es – ähnlich den Hospitalismus-Kindern (mit ihrem rhythmischen Wiegen des Körpers) – eine Situation der dyadischen Praxis her.

Die inaktive Widerständigkeit der Gegenstände trennt im Verlauf des kindlichen Interagierens die bisherige Einheit von Formbestimmung und Dominanz des formbestimmenden Interaktionspartners auf. Im Umgang mit den Gegenständen fällt die situationsdominierende Aktivität nun durchaus dem Kinde zu, doch wird sein Verhalten auch weiterhin durch das Gegenüber – hier: den Gegenstand – geformt.

Nehmen wir als einfaches Beispiel die Art und Weise, wie das Kind mit einem Holzschemel umgeht. Der Holzschemel fungiert hierbei nicht nur als verfügbarer Gegenstand, der angefaßt, hin- und hergeschoben, umgestoßen oder mühsam aufgerichtet werden kann. Er bietet also nicht bloß Gelegenheit zu einer Tätigkeit, bei der das aktive Gestalten der Situation erlernt werden kann. Dieses starre Ding Holzschemel hält vielmehr bei all diesen Manipulationen auch ein bestimmtes Verhaltensdiktat durch, etwa die Anweisung, in einer ganz bestimmten Weise sich darauf zu setzen, den Körper in eine bestimmte Position zu bringen. So wie die Aktions- und Reaktionsweisen der Mutter in der Mutter-Kind-Dyade dem kindlichen Verhalten eine bestimmte Form aufnötigen, so »verhält sich« auch der Holzschemel formbestimmend.

Wie schon dem Vater und den anderen nichtmütterlichen Ersatzfiguren der Mutter-Kind-Dyade, den familialen Bezugspersonen also, tritt das Kind dem Gegenstand mit einem Ansatz zu Eigenverfügung und Selbstständigkeit gegenüber, hier sogar mit einem qualitativen Zugewinn: Der Umschlag von der Passivität in aktives Handhaben des Gegenstandes geht in einer Weise vor sich, die wir als *Aneignung* bezeichnen können. Aneignung geschah bisher allenfalls tendenziell und einzig in dem

familialen Zusammenspiel, sofern das Repetieren der dyadisch eingeübten Verhaltensfiguren aus erster Eigenständigkeit heraus überschritten werden konnte. Im aktiven Manipulieren des Gegenstandes gewinnt die Übernahme der Formen nun eindeutig den Charakter selbständiger Aneignung.

Noch in einer anderen wesentlichen Hinsicht läßt das Spiel mit den Gegenständen die fixierte Enge der Mutter-Kind-Dyade hinter sich und sprengt zugleich erstmals den familialen Rahmen: Indem die Verhaltensanweisungen der Gegenstände befolgt, d.h. angeeignet wurden, betritt das Kind unmittelbar das Feld der *kollektiven Praxis*. Die verhaltenanweisende Form der Gegenstände ist überfamiliar. Gewiß, wir haben auch das mütterliche Verhalten und gleichfalls das Verhalten der familialen Bezugspersonen als Teil kollektiver Praxis ausgewiesen. Aber beide Male treten die gesellschaftlichen Formen nicht unvermittelt an das Kind heran. Sie werden von Mutter, Vater und den anderen übersetzt; sie werden übersetzt in das Zusammenspiel mit dem Kind. Erst im Umgang mit dem Gegenstand werden die gesellschaftlichen Formen unmittelbar handgreiflich. Hatte die Mutter die dyadische Exklusivität der Praxis begründet, hatten die anderen die Exklusivität aufgelockert zu einem spezifischen aktuellen familialen Interaktionsspiel, so bietet der widerständige Gegenstand die kollektiv vereinbarte Form unvermittelt dem Kind an. Der Gegenstand ist *geronnene menschliche Praxis*. Doch geht gesellschaftliche Form keineswegs umstandslos in den Kopf und den Körper des Kindes ein – auch hier ist die Erlebnisform das Resultat des Interaktionsspiels, ist die Interaktionsform der Niederschlag des Interagierens. Das Feld des Interagierens hat hier allerdings eine weitere, seine dritte Dimension gewonnen: Aus der *dyadischen Enge* und dem *familialen Spielfeld* erwächst die Weite der *Praxisgemeinschaft kollektiv-handlungsrelevanter Gruppen*.

Was vom Holzschemel gesagt wurde, gilt ebenso von den anderen Gegenständen der Spielwelt des Kindes und darüber hinaus von den Kleidungsstücken, dem Hausrat, dem Wohnraum, von Treppe, Hof, Straße, Wald und Wiesen in ihrer von Menschen erstellten Form.

Das Verhältnis zwischen Kind und Gegenstandswelt und die persönlichkeitsbildende Bedeutung

- für die Individuation, das heißt für die Entfaltung von Eigenaktivität aus dem passiven Dominiertwerden in der Mutter-Kind-Dyade heraus und
- für Sozialisation im genauen Wortsinn, nämlich die Einbeziehung des Individuums ins Kollektiv

erbringt noch vor der Spracheinführung und unterhalb der Sprachfiguren einen ersten unmittelbaren Kontakt der Persönlichkeitsbildung mit dem Feld kollektiver Bedeutungen. Nicht nur Sprachfiguren, sondern auch Gegenstände fungieren als Träger kollektiv vereinbarter Bedeutungen, die in und mit den Gegenständen nun sinnlich-unmittelbar an das Kind herantreten. Zu den dyadischen Erlebnisformen und dem familialen Vermittlungsfeld lebenspraktischer Entwürfe gesellt sich das überfamiliale Terrain der Auseinandersetzung mit der Gegenstandswelt.

Die gegenständlich-kollektive Erfahrung sprengt den familialen Rahmen und eröffnet für das Kind die unmittelbare, eigenständige Konfrontation von Mensch und Welt. In dieser Konfrontation wird jene Unterscheidung im objektiven Ganzen der Gegenstandswelt relevant, die wir im 2. Kapitel erörtert haben: Zwar fungieren alle Gegenstände als Bedeutungsträger – der Löffel, der Schemel, der Wohnraum – und haben alle Geräusche eine Bedeutung, das heißt: eine sozial orientierende Funktion; aber im Spektrum der Gegenständigkeit zeichnen sich einige Gegenstände dadurch aus, daß sie *exklusiv, zweckfrei als Bedeutungsträger* benutzt werden. Das sind die im engeren Sinne präsentativen Symbole, von denen Langer unter dem Stichwort »Kunst« spricht. Ihre Funktion ist es, freigestellt von instrumentellem Gebrauch *soziale* Verhaltensentwürfe dem Subjekt anzubieten.

In der Musik ist dies augenfällig, doch auch in der Architektur läßt sich am Raum die Spannung zwischen dem Wohnnutzen und dem Schönheitwert wahrnehmen. Die doppelte Weite der präsentativen Symbole als »Begriffe« für

- Unsagbares, weil *niemals* verbal Faßbares (das Räumerlebnis z.B.) und
  - Unsagbares, weil *noch nicht* verbal Konsensfähiges (die Inhalte der Traumbilder z.B.)
- wird nun plausibel: *Gegenstandserfahrungen sind basal*. Daher rührt auch die dritte Qualität:
- daß sie den Emotionen, also dem Unbewußten näherstehen als die Sprachfiguren.

Was heißt das für die Bildung der Persönlichkeitsstruktur? Die über Gegenstände und Bilder (also gegenständliche Szenen) eingebrachten Bedeutungen sind in einer tieferen Schicht verankert als die sprachvermittelten Bedeutungen.

Die beiden Bildungsfortschritte, die wir beim Umgang mit Gegenständen beobachtet haben, nämlich den Umschlag vom passiven Dominiertwerden zu aktiver Eigenverfügung und vom dyadisch fixierten und

familial beschränkten Erfahrungsfeld zum kollektiven Praxisfeld, werden durch einen dritten Zugewinn des Umgangs mit den Gegenständen ergänzt: den Ansatz einer ersten *präverbalen Symbolbildung* durch das Kind selbst. In Freuds Arbeit *Jenseits des Lustprinzips* findet sich folgende kurze Szene:

»Das Kind war in seiner intellektuellen Entwicklung keineswegs voreilig, es sprach mit anderthalb Jahren erst wenige verständliche Worte und verfügte außerdem über mehrere bedeutungsvolle Laute, die von der Umgebung verstanden wurden. Aber es war in gutem Rapport mit den Eltern und dem einzigen Dienstmädchen und wurde wegen seines »anständigen« Charakters gelobt. Es störte die Eltern nicht zur Nachtzeit, befolgte gewissenhaft die Verbote, manche Gegenstände zu berühren und in gewisse Räume zu gehen, und vor allem anderen, es weinte nie, wenn die Mutter es für Stunden verließ, obwohl es dieser Mutter zärtlich anhing, die das Kind nicht nur selbst genährt, sondern auch ohne jede fremde Beihilfe gepflegt und betreut hatte. Dieses brave Kind zeigte nun die gelegentlich störende Gewohnheit, alle kleinen Gegenstände, deren es habhaft wurde, weit weg von sich in eine Zimmerecke, unter ein Bett usw. zu schleudern, so daß das Zusammensuchen seines Spielzeuges oft keine leichte Arbeit war. Dabei brachte es mit dem Ausdruck von Interesse und Befriedigung ein lautes, langgezogenes o-o-o-o hervor, das nach dem übereinstimmenden Urteil der Mutter und des Beobachters keine Interjektion war, sondern »Fort« bedeutete. Ich merkte endlich, daß das ein Spiel sei, und daß das Kind alle seine Spielsachen nur dazu benützte, mit ihnen »Fortsein« zu spielen. Eines Tages machte ich dann die Beobachtung, die meine Auffassung bestätigte. Das Kind hatte eine Holzspule, die mit einem Bindfaden umwickelt war. Es fiel ihm nie ein, sie zum Beispiel am Boden hinter sich herzuziehen, also Wagen mit ihr zu spielen, sondern es warf die am Faden gehaltene Spule mit großem Geschick über den Rand seines verhängten Bettchens, so daß sie darin verschwand, sagte dazu sein bedeutungsvolles o-o-o-o und zog dann die Spule am Faden wieder aus dem Bett heraus, begrüßte aber deren Erscheinen jetzt mit einem freudigen »Da«. Das war also das komplette Spiel, Verschwinden und Wiederkommen, wovon man zumeist nur den ersten Akt zu sehen bekam, und dieser wurde für sich allein unermüdlich als Spiel wiederholt, obwohl die größere Lust unzweifelhaft dem zweiten Akt anhing.« (215)

Das beschriebene Spiel sah Freud als kindliche Inszenierung des Fortgehens und des Wiederherbeizitierens der Mutter und damit als Schritt von der Passivität zur Aktivität, vom Dominiertwerden durch die Mutter zur eigenständigen Selbstverfügung:

»es war [...] passiv, wurde vom Erlebnis betroffen und bringt sich nun in eine aktive Rolle, indem es dasselbe, trotzdem es unlustvoll war, als Spiel wiederholt.« Freuds Deutung ist, daß das Kind das »Verschwinden und Wiederkommen der Mutter [...] selbst in Szene setzt«. (216)

Freud trifft damit genau den Vorgang einer ersten Symbolbildung. Wie

immer diese Symbolbildung mit dem Spracherwerb zusammenhängen mag und Sprachfähigkeit vorausgesetzt wird, die verschwindende und wieder herangezogene Garnrolle unterscheidet sich als Symbol entscheidend von Sprachsymbolen. Indem das Kind mit der Garnrolle spielt, sie über den Bettrand wirft, sie wieder am Faden zurückholt und so Fortgehen und Wiederkehr der Mutter spielt, verleiht es dem Holzgegenstand eine *Bedeutung*: die Bedeutung »fortgehende Mutter« und die Bedeutung »wiederkommende Mutter«. Oder, genauer ausgedrückt, die Bedeutung »Abschiedssituation« und »Situation des Wiederkommens« des dyadischen Partners. Es wäre voreilig zu sagen, die Garnrolle symbolisiere die Mutter, denn natürlich wird die Mutter auf dieser Stufe nicht als isolierter Gegenstand erfahren.

Solche Erfahrung gibt es erst jenseits der Spracheinführung, dann nämlich, wenn das Spiel auf den beiden Ebenen der Registrierung des Verhaltens es erlaubt, die geschlossene Situation in »Selbst« und »Objekt« aufzugliedern. Erst wenn das Kind mit Hilfe der Sprache Abstand von dem Feld unmittelbaren Interagierens insgesamt gewonnen hat, vermag es aus der Erfahrung der Identität des Selbst und der Differenzierung der Objekte den Gegenstand »Mutter« zu isolieren.

Vorderhand bleibt die Interaktion unaufgegliedert, und das Symbol symbolisiert die ganze Situation, nicht aber isolierte Gegenstände. Vor allem jedoch unterscheiden sich diese gegenständlichen Symbole von den späteren sprachlich organisierten Symbolen grundlegend darin, daß das Symbol hier noch Teil desselben sinnlich-unmittelbaren Interaktionsfeldes ist, zu dem auch die symbolisierte Interaktion mit der Mutter gehört. Das Garnrollenspiel wird auf derselben Bühne »in Szene gesetzt«, auf der sich auch das Interagieren mit der Mutter abspielt – eine sinnlich-unmittelbare Interaktion wird durch eine andere sinnlich-unmittelbare Interaktion ersetzt. Die handhabbare Garnrolle wird demnach auch als reale Mutter und nicht als Fiktion erlebt. Daß die Bedürfnisbefriedigung ihre Grenzen hat – schließlich kann die Garnrolle das Kind nicht füttern –, mindert die Befriedigung, die aus dem Spiel gezogen wird, keineswegs und verweist das Garnrollenspiel auch nicht in die Region der real unbefriedigenden Tagträume.

Langer hat sehr klar die Sprachsymbole als diskursive Symbole von den präsentativen Symbolen abgetrennt, wobei sie die objektive Ordnung der Bedeutungsträger ins Auge faßte. Wir dagegen betrachten die damit korrespondierenden subjektiven Persönlichkeitsstrukturen und unterscheiden für die Wechselbeziehung mit der »Außenwelt« zwei Ebenen, nämlich die Ebene der *sinnlich-symbolischen Interaktionsformen* (die

der präsentativen Symbolik »draußen« entspricht) und die *sprachsymbolischen Interaktionsformen* (die den Sprachzeichen »draußen« korrespondieren).

Die Operation mit der Garnrolle ist Umgang mit einem »sinnlich-unmittelbaren Symbol«, wohl zu unterscheiden von der Operation mit den abstrakt situationsentworfenen Symbolen der Sprache.

Was »situationsentworfen« heißt, wird deutlich, wenn wir jenes kindliche Verhalten mit unserer eigenen Verhandlungsweise darüber vergleichen: Das Kind symbolisiert das Fortgehen und Wiederkommen der Mutter mit Hilfe der an einen Faden gebundenen Garnrolle als sinnlich greifbare Inszenierung. Nichts von dem Gegenstand und den Vorgängen der Inszenierung in ihrer leibhaftigen Anschaulichkeit könnte wegbleiben. Der symbolische Ersatz der Interaktion mit der Mutter durch die Interaktion mit der Garnrolle spielt sich nicht nur gleich leibhaftig ab, sondern muß zwingend auch die sinnliche Struktur der auszubildenden Szene wahren: weggehen = wegwerfen; wiederkommen = wieder zur Erscheinung bringen.

Wenn wir Erwachsenen von der Freudschen Garnrolle *sprechen*, dann verlassen wir die Bühne des sinnlich-unmittelbaren Interagierens, um eine Etage höher uns gleichsam in den Schnürboden zu setzen und uns über Beschreibungen die Handlung zu erschließen. Der Text »die Freudsche Garnrolle« transportiert die Struktur des Interagierens in ein anderes Medium als das des sinnlich-unmittelbaren Interagierens. In der Aussage »die Freudsche Garnrolle« wird die Ebene des Interagierens insgesamt überstiegen und wird sozusagen von oben auf Praxis herabgesehen.

Daß das Aussprechen von Lauten und das Hören der Laute auch sinnliche Akte sind, schränkt diese Aussage nicht ein. Entscheidend ist allein der Wechsel von der Darstellungsebene gesamtorganismischen Zusammenspiels zur Darstellungsebene des Lautausstausches von Hören und Sprechen; beim Sprechen verlassen wir die Austragungsstätte der praktisch geregelten Wunschbefriedigung im körperlichen Austausch von Bedürfnis und Bedürfnisstillung zugunsten einer distanziert-blassen Schematisierung auf einer gänzlich anderen Wahrnehmungsebene, nämlich der von Lautproduktion und Lautrezeption von Buchstaben, Wörtern und Sätzen, Schreiben und Lesen. Am kontrastreichsten stellt sich uns der Unterschied von sinnlich unmittelbarer Symbolik und den abstrakt-diskursiven Sprachsymbolen dar, wenn wir uns das physiologische Substrat der beiden Symbolebenen anschauen. Bei den sinnlich-unmittelbaren Symbolen stellt sich ein szenisches Engramm neben das andere. Beide Engramme sind *sensomotorische Komplexe*. Bei der Symbolisierung mit Hilfe der Sprache dagegen bekommt die Szene einen *Namen*, das heißt, es fügt sich zu dem Interaktionsengramm auf der einen Ebene ein Lautengramm, eine Sprachfigur auf der anderen hinzu. Das sensomotorische Engramm in der Zone der Körpermotorik und Körpersensorik wird mit einem Lautengramm in den Sprachzonen verknüpft.

Die wichtigste Feststellung der hier vorgetragenen Interpretation der kindlichen Entwicklung ist: *Vorgängig zur Spracheinführung wird ein nichtsprachliches Sinngefüge von Praxisfiguren entwickelt*. Über die Stufen der Erweiterung der dyadischen Enge zur Familie wird noch innerhalb der vorsprachlichen Interaktionsformen die *Eigenaktivität des Kindes begründet und wird als wichtigster Schritt der Eigenaktivität die Bildung von sinnlich-unmittelbaren Proto-Symbolen geleistet*. Die Spracheinführung fügt diesem Sinngefüge das System der sprachlich organisierten Praxisanweisungen hinzu, wobei im Zuge der Spracheinführung jede Situation ihren Namen erhalten muß, um so die Doppelregistrierung des Verhaltens zu ermöglichen und damit Bewußtsein zu stiften. Auch im bewußten Handeln aber bleibt die Schicht der sinnlich-unmittelbar einsozialisierten Interaktionsformen die Basis der nun mit Bewußtsein betriebenen menschlichen Praxis.

*Realitätssichernder Bodensatz beider Symbolsysteme sind Interaktionsformen, die vom ersten Augenblick an gebildet werden, deren Bildung auch nach der Spracheinführung bis zum Ende der primären Sozialisation anhält und die darüber hinaus menschliche Praxis in einem Wechselspiel zwischen Sinnlichkeit und Bewußtsein veränderlich konstituieren*.

Eins ist den sinnlich-symbolischen und sprachsymbolischen Interaktionsformen gemeinsam: *Beide Male steht eine Erlebnisfigur für eine andere, und zwar zu dem Zweck, eine spielerische Verfügung über die Situationen zu erlangen*. Das gilt sowohl für das Durchdenken einer Situation im Probehandeln mittels des Sprachanteils der sprachsymbolischen Interaktionsformen als auch für jenes Spiel mit Gegenständen, das wir als Garnrollen-Beispiel paradigmatisch vorgeführt bekamen. Freilich nimmt das Spiel auf der Ebene der sinnlich-symbolischen Interaktionsformen im Garnrollen-Spiel einen Platz ein, den ontogenetisch später weitgehend die Sprache besetzt. Das Weggehen und Wiederkommen wird vom Erwachsenen in Gedanken durch ein Sich-ins-Gedächtnis-Rufen betrieben. Doch auch der zurückgelassene Erwachsene tröstet sich, indem er einen Gegenstand des Weggegangenen, ein »Erinnerungsstück«, in die Hand nimmt. Und außerdem überschreitet das Sich-ins-Gedächtnis-Rufen ja schon die Grenze zwischen diskursiver und präsentativer Symbolik – es arbeitet vorzugsweise mit »Erinnerungsbildern«, also szenisch-poetischen Vorstellungsbildern, Phantasien. Auch das Spiel mit Sprachfiguren folgt somit einer Regieanweisung, die innerhalb der szenisch-sinnlichen Erlebnisniederschläge, der sinnlich-symbolischen Interaktionsformen angelegt wurde.

Zeichnen sich die sprachsymbolischen Interaktionsformen gegenüber den sinnlich-symbolischen Interaktionsformen auf den ersten Blick imponierend dadurch aus, daß mit ihnen Bewußtseinsgewinn verbunden ist, so verringert sich dieser Vorzug bei genauerem Hinsehen. Die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen sind der Tiefenschicht, d.h. den Interaktionsformen und den daran gehefteten Emotionen\* unmittelbar »benachbart«. Denn die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen sind die erste *Ich-Struktur*, in der die Interaktionsformen organisiert werden zum Zweck der Selbstverfügung der Individuen. Das heißt aber auch, die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen stehen den leiblichen Prozessen entscheidend näher. Die sichtbaren, hörbaren, tastbaren, schmeckbaren Eindrücke der sinnlich-symbolischen Interaktionsformen sind leibhaftige Szenen – das Soziale rückt uns hier näher auf den Leib. Sie bilden nicht von ungefähr das Terrain des Gestisch-Atmosphärischen, das die Basis sowohl menschlichen Zusammenlebens als auch der Arbeit – zumal kreativ-produktiver – ist. In der Liebe wie in der Arbeit umlagert das benennbare Handeln mit ausweisbaren strategischen Operationen ein ungleich größeres Feld von Gesten und szenischen Figuren, ohne die die intentionale Handlung dürr und leblos verlief.

Was »atmosphärisch« meint, läßt sich andeuten am Raumerlebnis. Ob ein Raum kalt oder warm, hell oder dunkel ist, wird auch vom Tier erfahren. Raum wird entsprechend zwar als Bewegungsbereich, aber nicht als »Modell einer Umwelt«, die in ihrer Form ein soziales Angebot ist, aufgenommen. Als Lebensentwurf und als Sinnangebot kann der Raum erst vom Menschen, und zwar erst nach der Bildung sinnlich-symbolischer Interaktionsformen, hergestellt werden. »Nüchternheit«, »Heiterkeit«, »Düsternis« usw. sind Kategorien von Weltentwürfen, die mittels sinnlicher Formen an lebensgeschichtliche Erfahrungsmuster herangebracht werden und die das Individuum über seine sinnlich-symbolischen Interaktionsformen in den Griff bekommen.

Ganz klar zeigt sich diese Symbolschicht da, wo das Individuum – um beim Beispiel des Raumerlebnisses zu bleiben – die Vermittlung von Wunsch und Raum formaktiv verwirklicht: in der Herstellung realer Umwelt als Bild einer gewünschten, zugleich an reale Notwendigkeiten und kollektive Formen gebundenen Welt: als kleinen »Weltentwurf«. Doch selbst der bloß passive Raum »genuß« setzt im Individuum die Schicht der sinnlich-symbolischen Interaktionsformen voraus für das Wechselspiel zwischen Raumerwartung und realem Raum, der als Be-

\* Emotionen sind – physiologisch – nichts anderes als Registrierungen unbewußter Interaktionsformen, Abzeichnungen von Interaktionsformen in zusammenfassenden zentralnervösen Systemen. (214)

deutungsträger in seiner Form jene sozialen Qualitäten, von denen vorher die Rede war, repräsentiert.

Der entscheidende Fortschritt der sinnlich-symbolischen Interaktionsformen gegenüber den vorsymbolischen Interaktionsformen besteht also darin, daß die Stufe der spielerischen Verfügung über die Abbildung von Situationen qua »Lebensentwürfen erreicht wird. Die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen sind die erste Schicht dieser Subjektivität. Sie sind die Basisschicht der Subjektivität, die Grundlage von Identität und Autonomie und insofern die *Schaltstelle* der Persönlichkeitsbildung überhaupt. Wie wichtig diese Schaltstelle zwischen Triebmatrix und Bewußtsein ist, dafür hat Freud selbst einen schlagkräftigen Beleg erbracht: die Bedeutung der Traumbilder als *via regia* zum Unbewußten. Allerdings ist die Schicht der Traumbilder, die der Patient produziert, nur ein Teil der Bildproduktion des Patienten. Dessen Selbstdarstellung insgesamt ist in allen Details nichts anderes als ein Gespinst aus Bildern, genauer gesagt: aus Szenen, die er erzählt. (Und wenn Freud den Träumer einen Dichter nannte, so läßt sich dies auf die Selbstdarstellung insgesamt ausdehnen.)\*

#### V, 5

Fassen wir auch den dritten Exkurs zusammen. Die psychoanalytische Entwicklungs- und Persönlichkeitstheorie hat die Bedeutung der Auseinandersetzungen des Kindes mit der »Gegenstandswelt« weitgehend

\* Die sogenannte Introspektionsfähigkeit der erfolversprechenden Analysanden ist in Wahrheit das Vermögen, »in Bildern erzählen zu können«, d.h. die Fähigkeit, momentanes Erleben – ein »Übertragungsgefühl« etwa – in sinnliche Symbole fassen zu können. Der Analytiker seinerseits benutzt *szenisches* Verstehen als Instrument, das noch nicht Benennbare, ihm aber in Beschreibungen sinnlich-szenisch Vorgeführte (wie im Theater) zu enträtseln. Er muß sich Szenen vorstellen, muß aus dem Vergleich der Szenen das Verborgene (weil noch nicht Sprachfähige, jedoch szenisch Beschriebene) sich zugänglich machen. In seiner Interpretation verharrt er dabei ausdrücklich im sinnlich-szenisch Vorgeführten. Es geht ja nicht nur um einen Vergleich der Szenen im Sinne von: Das eine Erlebnis ist »wie« das andere, die gegenwärtige Szene ist »wie damals«, sondern auch, in der Rekonstruktion von Schlüsselerlebnissen und Originalvorfällen, um eine sinnlich-konkrete Rekonstruktion der Konflikt dramatik. Daß Interpretationen niemals abstrakt-begrifflich sein dürfen, sondern stets konkret das szenische Material ansprechen müssen, verweist darauf, daß die Schicht der sinnlich-symbolischen Interaktionsformen nicht lediglich die *via regia* zur Erkenntnis des Unbewußten ist, sondern zentrales Arbeitsfeld der Kur sowie unerläßliche Durchgangsstufe der Strukturbildung des Patienten im Verlauf der Kur. Summa summarum: Die psychoanalytische Praxis fußt entscheidend auf der Schicht der sinnlich-symbolischen Interaktionsformen als einem Durchgangspunkt der Persönlichkeitsbildung, als einem Angelpunkt der Konstitution von Subjektivität. Die Entwicklungslinie, auf die das Postulat »Wo Es war, soll Ich werden« emphatisch hinweist, verläuft über die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen.